

lose ausgeliefert, da Dasein allein keinen Boden hergibt, der nicht immer wieder aufs neue durchbrochen werden könnte.

Der Grundfehler dieser Philosophie liegt im Ausgehen von der Zeugerkenntnis und der Vernachlässigung des Primates des Mitseins, wenn auch R. Ansätze zeigt, die diesen Fehler zu mindern suchen. In der aller Zeugerkenntnis voraufgehenden Du-Gegebenheit ist einmal das Entwurfmoment von sehr untergeordneter Bedeutung (vgl. A. Brunner, Grundfragen der Philosophie [1933] 13 ff.; das bloß Vitale hat R. übersprungen) — daß in jeder Erkenntnis des Konkreten auch dieses mitspielt, nur nicht allein, soll gerne zugestanden werden —, und ferner gelingt da auch nicht mehr die Formalisierung, die sowohl Heidegger wie R. vornehmen müssen, um zu reinen Strukturen des Daseins zu kommen und dieses in sich abschließen zu können; es ist wohl kein Zufall, daß das Mitsein in der Philosophie Heideggers eine so geringe Rolle spielt und zu der uneigentlichen Haltung des „man“ herabgewürdigt wird. Ist einmal auf diese Weise die Seinserkenntnis als objektiv im Sinne der Scholastik festgestellt, so hindert nichts mehr, daß auch in den Seienden als solchen sich objektive Tatbestände aufweisen lassen, die eine objektive natürliche Gotteserkenntnis ermöglichen, über der sich dann die Glaubenserkenntnis der positiven Offenbarung aufbauen kann. Dieser objektive Tatbestand ist aber nichts anderes als die Kontingenz. Ihre philosophische und darum allgemeingültige Feststellung sind die Gottesbeweise — allerdings nicht die, welche R. anführt —, deren Sinn und Verhältnis zur religiösen Einzelerfahrung R. völlig mißversteht (vgl. Grundfragen 211 ff.). Ist eine solche Feststellung objektiv möglich, so ist der Durchgang durch die Verzweiflung nicht mehr absolut erforderlich; vielmehr bleibt die Verzweiflung als bloße Möglichkeit neben, nicht in dem Glauben bestehen. R. ist hier wie in vielem anderen deutlich von der protestantischen Glaubensauffassung geführt. Die Schwierigkeiten, die sich aus seiner Theorie für die Wahrheit des Glaubens ergeben, hat er, wie der Schluß zeigt, gefühlt, aber nicht überwunden. Tatsächlich folgt aus der Philosophie Heideggers eher dessen Verwerfung der Religion (242) als ein Glaube, der ohne Inhalt nicht sein kann, dessen Inhalt aber immer nur unbegründete Interpretation seiner selbst ist. A. Brunner S. J.

Gobineau, Arthur, Die Ungleichheit der menschlichen Rassen. Übersetzt von R. Kempf. gr. 8^o (756 S.) Berlin 1935, Wolff. M 8.—; geb. M 12.—.

Das vorliegende Werk ist die Neuauflage eines alten Buches, das in den Jahren 1853—1855 in Frankreich erschien. Graf Arthur Gobineau war damals noch ein junger Mann, noch nicht 40 Jahre alt. Das ist nicht ohne Bedeutung. Das Buch wirkt nämlich sehr überzeugend durch die mit großer Sicherheit vorgelegte und anscheinend auf eigener Erfahrung beruhende Kenntnis der physisch-seelischen Beschaffenheit aller nur möglichen Menschenrassen und deren geschichtlichen Schicksale. Aber eine solche persönliche Kenntnis konnte sich der Verf. erst in späteren Jahren auf seinen verschiedenen diplomatischen Posten im fernerem Ausland erwerben. Was also an eigentlichem Tatsachenmaterial in dem Buche geboten wird, ist der damals schon vorhandenen Literatur entnommen. Die Deutung und die Zusammenfassung zu einer geschlossenen Geschichte der Rassen ist also

zum größten Teil Sache persönlicher Intuition. Das wird in der Einführung zu der vorliegenden deutschen Ausgabe eigens zugegeben, auch daß die heutige Wissenschaft in vielen Einzelheiten anders urteilt als die vor 80 Jahren.

Aber nicht nur in Einzelheiten ist das der Fall. Der Grund, das Buch in unveränderter Form dem deutschen Volk in einer wohlfeilen Ausgabe anzubieten, ist des Autors intuitiv anmutende Erkenntnis von dem Einfluß der physischen Rasse, des Blutes, auf die Entstehung und Erhaltung der Zivilisationen, deren Geschichte mit der Weltgeschichte zusammenfällt. Dieser Einfluß der körperlich-geistigen Rassenbeschaffenheit ist nach G. der einzige kulturschaffende Faktor. Denn weder Luxus, Fanatismus, Religionslosigkeit, noch die Art der Regierungsformen, noch die Ungunst des Wohnorts bringen Zivilisationen zum Untergang; also sind auch die entgegengesetzten günstigen Eigenschaften und Umstände nicht die Urheber der Zivilisationen gewesen. Auch „das Christentum erweckt nicht noch verändert es die Anlage zur Zivilisation“. Zivilisationen und mit ihnen natürlich auch ihre Träger vergehen nur durch den Untergang gewisser wertvoller Rassenkomplexe, und das wiederum ist nur möglich durch Vermischung mit minderwertigen Rassen. Einen anderen Weg zum Untergang gibt es nicht. Denn die gewaltigen Wertunterschiede der menschlichen Rassen sind etwas in sich ganz Unveränderliches, etwas Elementares, wenn Kreuzung vermieden wird. G. neigt deshalb auch der Ansicht zu, daß hochwertige Rassen von allem Anfang an einen anderen Ursprung hatten als minderwertige. Um diese wesenhafte Verschiedenwertigkeit der Rassen aufrechtzuhalten, ist er versucht, auf die Lehre der Bibel und der Wissenschaft von der Artgleichheit der ganzen Menschheit zu verzichten. Diese Lehre von dem ausschließlichen Wirken des Blutes beim Entstehen und Vergehen der Zivilisation wird noch einseitiger und ausschließlicher durch G.s Überzeugung, daß nur eine einzige Rasse überhaupt Zivilisationen höheren Grades schaffen konnte und kann, die „arische“ Rassengruppe.

Hält man dem gegenüber, was die besten Erforscher der Rassen und ihrer Geschichte unserer Tage sagen, so fällt zunächst auf, daß sie alle mit viel weniger Zuversicht sprechen. Sie lassen weder die Rassenkomplexe unverändert sein, noch wagen sie es, über die Leistungsfähigkeit der einzelnen Rassen ein sicheres Urteil abzugeben. Daß es verschiedenwertige Rassen gibt in körperlichen und körperlich bedingten geistigen Fähigkeiten, ist gewiß; ebenso daß der Einfluß mancher Rassen, die man als „Arier“ bezeichnen kann, überragend ist. Aber neben der Rassenmischung wirken auch andere Faktoren fördernd und hemmend auf die Ausgestaltung und die Wirksamkeit der Rassen ein: Die Umwelt, die als rassebildend jetzt eine große Rolle spielt, ja die Kultur selbst, die zu immer höheren Zivilisationsformen befähigen kann; ferner die von innen heraus kommenden Mutationen im Erbgefüge der Rassen wirken beständig umgestaltend und vielfach ausgleichend auf die Menschenformen ein.

Das Buch wird also nur der extremen und überall als anmaßend empfundenen Verherrlichung der „arischen“ Rasse, die von vielen dilettantenhaft mit der nordischen gleichgesetzt wird, Vorschub leisten. Wir glauben nicht, daß damit dem deutschen Volk ein wirklicher Dienst erwiesen wird. — Zuzugeben ist, daß das Buch äußerst fesselnd geschrieben ist und daß der Verf. überall

einen vornehmen Ton einhält und die religiösen Fragen, die er berührt, taktvoll und ehrerbietig behandelt, im schärfsten Gegensatz zu gewissen neueren Erscheinungen. K. Frank S. J.

Lindworsky, Joh., Das Seelenleben des Menschen (Die Philosophie, ihre Geschichte und ihre Systematik. Hrsg. v. Th. Steinbüchel. Abt. 9). Lex.-8^o (VI u. 68 S.) Bonn 1934, Hanstein. M 2.20.

Die kurze Zusammenstellung will nicht eine philosophische Psychologie sein, was man nach dem Titel der ganzen Sammlung erwarten möchte, sondern die Psychologie als Tatsachenswissenschaft darstellen, dabei aber auch einige metaphysische Folgerungen mitnehmen. Verf. will „eine charaktervolle, eigener Forschung erwachsene Zusammenschau“ bieten. Wir geben hier einen Überblick der behandelten Fragen und fügen kurz bei, wie sich die übrige Forschung zu einigen der hier vorgetragenen Sonderansichten stellt. 1. Für das Bestehen einer Seelensubstanz werden einige gute Gründe vorgebracht. Hier wäre sicher eine Auseinandersetzung mit der heute noch herrschenden „Psychologie ohne Seele“ am Platz, wenn es der Raum erlaubte. 2. behandelt L. das Erkenntnisleben, Empfindung, Vorstellung und Denken, das meiste in bekannter guter Weise. Die Gehirnprozesse sollen nach L. nur Empfindungsqualitäten liefern (sein „Prinzip der Ausschließlichkeit der Empfindungsgrundlage“). Indessen nimmt die herrschende Lehre gegenüber dem älteren Empirismus aus zwingenden Gründen an, daß das Nebeneinander der Fläche ebenso unmittelbar gesehen wird wie die Farbe. — Daß zwischen Empfindung und Vorstellung im anschaulichen Inhalt kein wesentlicher Unterschied besteht, ist richtig; aber das ist nicht eine der bedeutsamsten Korrekturen, die die experimentelle Forschung anbrachte, sondern war die herrschende Anschauung seit Aristoteles; Gegner sind erst einige Neuere, wie Lotze, Ziehen.

Ein Hauptstreitpunkt ist die Erklärung des Gedächtnisses. Nach der einmütigen Lehre der alten Philosophie sind es Dispositionen der Seele, Vervollkommnungen der Seele oder ihrer Fähigkeiten, was dann weiter verschieden erklärt wird. Nach den Sensisten, die keine vom Vorstellen verschiedene Gedanken annehmen, ist es eine Eigenschaft des Körpers, der Nerven, etwa ein Ausschleifen der Bahnen, nach L. eine Resonanzwirkung. Ein seelisches Gedächtnis nimmt er nicht an, nicht einmal für die Gedanken. Bei der getrennten Seele fordert er ein direktes Eingreifen Gottes, der in jedem Fall, wo das Denken Vergangenes nötig hat, dessen Erkenntnis in die Seele legt. Das sieht dem allgemein verlassenen Okkasionalismus ähnlich, der auch überall direktes Eingreifen Gottes annahm, statt die irdischen Ursachen aus eigener Kraft handeln zu lassen. Ein direkter Gegenstand ist das Gedächtnis für die Gedanken, die sich an Vorstellungen assoziiert haben. Liest man ein Buch, so kommt uns bei jedem Wort seine Bedeutung, dagegen nur bei wenigen deren sachliche Vorstellungen, und meist so undeutlich, daß der Verstand daraus nicht den früher erkannten Sinn erarbeiten könnte; das hat die experimentelle Forschung bestätigt. L. geht hierauf nicht ein, sondern fingiert einen Gegner, der dem Verstand jedes einzelnen unglaublich hohe Originalleistungen zumutet, was natürlich leicht zurückgewiesen wird. Nach L. wird der Verstand in seiner ganzen Lebensarbeit „nicht gescheiter, sondern stirbt